

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Franz von Roggenbach. Eine Skizee von B. M.

[urn:nbn:de:bsz:31-337039](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337039)

Franz von Roggenbach.

Eine Skizze

von

B. M. *)

Franz von Roggenbach gehört heute ohne Frage zu den populärsten Männern Deutschlands. Nachdem so viele Hoffnungen von so manchen Lieblingen der öffentlichen Meinung nicht haben erfüllt werden können, wagt das Volk noch einmal von dem badischen Minister des Auswärtigen etwas Großes für das Vaterland zu hoffen. Warum? Was ist an diesem Manne, das ihn so rasch das Vertrauen Vieler erworben hat?

Ich denke, hauptsächlich deshalb sind die Blicke zahlreicher Deutschen auf Herrn von Roggenbach gerichtet, weil er sich offen und unumwunden auf die Seite der Nation gestellt und zugleich die Fähigkeit bewiesen hat, die Forderungen der Nation auf den verschlungenen Wegen der Diplomatie geschickt und erfolgreich geltend zu machen. Wir haben in Deutschland viele freisinnige, einsichtige und charaktervolle Abgeordnete, wir haben in verschiedenen deutschen Kammern und in fast allen deutschen Ländern freisinnige Mehrheiten; wenn es sich aber darum handelt, einen liberalen und zugleich regierungsfähigen Minister zu finden, so ist in allen deutschen Landen die Noth sehr groß. Ganz peinlich wird vollends die Verlegenheit, wenn ein Minister des Auswärtigen gesucht werden muß. Wir haben wohl Juristen, welche das Justizministerium, Geblente, welche das Finanzministerium, Verwaltungsmänner, welche das Ministerium des Inneren zu führen vermöchten, aber Diplomaten, welche die auswärtigen Beziehungen des Staats geschickt und zugleich mit Charakter leiten können, haben wir seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Wir blickten bisher vergeblich nach Männern, welche die Geschäfte wenigstens ebenso geschickt leiten könnten wie Herr von Schlieffen und Beust und dabei mit vollem Herzen der Größe und Freiheit des Vater-

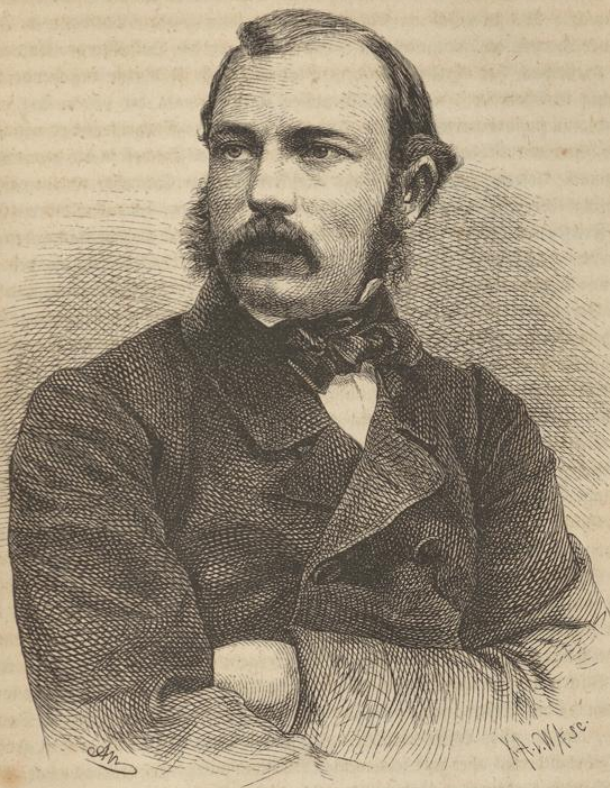
*) Mit einem Bilde nach einem Delgemälde von Sohn.

landes ergeben wären. Viele meinten schon, unser ganzer in diplomatischen Dingen erfahrener Adel taue durch und durch nichts, er sei ganz und gar von jener kläglichen Unwissenheit, Frivolität und Ständeseitelkeit erfüllt, welche in der That die meisten deutschen Gesandten zu ebenso unbrauchbaren als kostspieligen Dienern des Staats macht.

Deshalb wurden auch die ersten Schritte unseres Franz von Roggenbach mit einem gewissen scheuen Misstrauen aufgenommen. Wer war denn dieser junge Mann, der mit Einemmale aus geheimnißvoller Zurückgezogenheit an die Spitze eines Ministeriums trat? Er hatte in keiner Kammer und in keinem Bureau gesessen, er hatte nichts unter seinem Namen geschrieben: kurz, er war eben lebighlich Freiherr von Roggenbach. Ein Freiherr, der viel in der Welt herum gefahren war, scheinbar ohne Zweck und Plan. „Nun, das wird eine rechte Blamage geben!“ hieß es damals in den großen Kreisen derjenigen, welche überzeugt sind, daß der Verstand zu Staatsgeschäften nur in den Bureau's gefunden werden kann. Es hat freilich manche Blamage gegeben, aber für ganz andere Leute. Doch ehe wir den kurzen Lebenslauf unseres Freiherrn als Minister schildern, wollen wir vorher den Versuch machen, etwas über seine früheren Schicksale zu erfahren.

Das hat nun freilich seine sehr großen Schwierigkeiten. Herr v. Roggenbach scheint sonst das Geheimniß und die Heimlichkeit nicht so krankhaft wie seine meisten Collegen zu lieben, aber in Bezug auf seine eigne Person ist er ein ausgemachter Geheimnißkrämer. Jedermann weiß, daß die Mode, sich photographiren zu lassen und sein liebes Bildniß in alle Welt auszustreuen, neuerdings einigermaßen überhand nimmt und mancher brave Hausvater in Noth geräth, weil die Kinder, schon ehe sie laufen können, auf Papier gebracht werden müssen und dann alle paar Jahre dieses Vergnügen wiederkehrt. Das ist also übertrieben. Wenn aber der Volkskalender den Herrn Präsidenten in Carlsruhe freundlich bat, ihm ein Lichtbild zu schicken, damit die zahlreichen Freunde in Deutschland die Züge des Mannes kennen lernen, den sie so gern einmal von Angesicht zu Angesicht sähen, so wäre es offenbar kein Mißbrauch der Photographie gewesen, wenn der edle Herr diese Bitte erfüllt hätte. Er meinte aber, es sei von dem Volkskalender sehr lebenswürdig, doch könne er nicht einsehen, was die Welt dadurch gewinnen würde, wenn sein Bild in Vieler Hände käme; wenn einmal Deutschland in die Lage gebracht wäre, sich stattlich vor der Welt sehen lassen zu können, dann sei es vielleicht auch der Mühe werth, diejenigen kennen zu lernen, die etwas dazu beigetragen hätten. Man wird begreifen, daß es unter diesen Umständen noch viel schwieriger war, über die Vergangenheit des Mannes etwas Zuverlässiges zu erfahren und der Leser wird sich daher mit wenigen von Freundesseite mitgetheilten Zügen zufrieden geben müssen.

Franz v.
Bater Heim
Offizier gefe
relange; die
Familie an
vermählten



Franz von Roggenbach ist am 23. März 1823 in Mannheim geboren; sein Vater Heinrich ist Militär, hat in den napoleonischen Kriegen als österreichischer Offizier gefochten, dann in der Badischen Armee den Rang eines Generalmajor erlangt; die Mutter Melanie geb. Reichsgräfin von Walderdorff gehört einer Familie an, welche ebenfalls in vielen Gliedern mit der österreichischen Armee verwachsen ist. Das Roggenbach'sche Geschlecht sitzt seit Jahrhunderten im schönen

Breisgau; um Schopfheim, im lieblichen Wiesethal liegen die Hauptbesitzungen zerstreut. Mit zehn Jahren trat unser Franz seine gelehrte Laufbahn im Mannheimer Lyceum an, mit achtzehn Jahren bezog er die Heidelberger Universität. W. Kieselbach hat kürzlich aus dem Studententleben K.'s eine ansehnliche Schilderung veröffentlicht, wie seine Genossen schon damals die höhere Art in dem Studiosus juris witterten, der zwar nie das eigentliche Studentenleben mitmachte, aber beiter und liebenswürdig den frühen Ernst seines Sinnes in die gewinnendste Harmonie kleidete. Der ehrwürdige Geschichtschreiber Schloffer wurde rasch der Lieblingslehrer K.'s, welcher an dem markigen, kantigen, gedankenschweren Weisen des Friesen sich erbaute und in den großen Räumen der Weltgeschichte den Blick schärfte, das Urtheil klärte. Ebenso war K. der Lieblingschüler des alten Herrn; er ging mit diesem Studenten tief in die Fragen der Gegenwart und nächsten Vergangenheit ein; er dachte, es lohne sich, dem das Beste zu geben. Außer in Heidelberg studierte K. ein Jahr in Berlin, kehrte von da aber noch einmal im Herbst 1846 an den Neckar zurück. Dort hatte damals bekanntlich der süddeutsche Liberalismus sein Hauptquartier aufgeschlagen, dort las Gervinus neben Schloffer, Mohl, Häuffer über Neueste Geschichte und Politik, dort wurde die Herausgabe der Deutschen Zeitung vorbereitet. Als das Patent vom 3. Februar 1847 den politischen Kampfsplatz in Preußen eröffnete, gewann das deutsche Leben mit Einem Schlage eine große Hoffnung. Die Debatten des Vereinigten Landtags lenkten alle Blicke auf Preußen, man erfuhr, daß Deutschland nicht nur Gelehrte und Dichter, sondern auch parlamentarische Kräfte besitze, welche einen großen Staat wie Preußen in Bewegung zu setzen vermöchten. Wie sollte K. diesen Dingen nicht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt sein? In dem Kreise der deutschen Zeitung heimisch, mit den zahlreichen politischen Männern, welche damals in Heidelberg entweder dauernd oder vorübergehend lebten, im Verkehr, wurde sein Blick mehr und mehr auf den Staat gelenkt. Es schien doch der Mühe werth, der Kunde des Staats seine gesammelte Energie zuzuwenden, zumal in Deutschland, das in allen Wissenschaften und Künsten und privaten Tugenden groß ist, seit Jahrhunderten aber nur sehr wenige Staatsmänner hervorgebracht hat, welche den Namen verdienen. Und wandte sich dieses Land nicht mehr und mehr dem Staate zu, den es seit der Reformation zu seinem schweren Nachtheil vernachlässigt hatte?

Die Bewegung von 1848 schien der deutschen Zerrissenheit und Ohnmacht ein plötzliches Ende machen zu sollen; von den Alpen zum Meer jubelte alles deutsche Volk laut auf, das sich nach langem Druck zum Erstenmal frei, nach langer Zwietracht zum Erstenmal einig fühlte. Als die Männer des öffentlichen Vertrauens in Frankfurt zusammen traten, um den Bau des deutschen Reichs

aufzuführen, blieb K. natürlich nicht daheim. Unter den vielen Tausenden, welche damals von allen Theilen der vaterländischen Erde in der schönen alten Reichsstadt am Main zusammen strömten, um das unerhörte Schauspiel eines deutschen Parlaments zu sehen, wanderte auch Franz von Roggenbach vom Schwarzwald an den Taunus. Was er nun da in diesem neuen Mittelpunkt deutschen Lebens getrieben, gedacht, gehofft, möchten wir gern erzählen, haben darüber aber nur sehr unzureichende Kunde erlangen können. Einer der Männer, welche damals den 23jährigen Baron häufig gesehen haben, meldet: „Der junge Roggenbach war eine eigenthümliche Erscheinung. Man sah ihn mit einigen der hervorragendsten Mitglieder der Reichsversammlung intim verkehren und bemerkte, daß er die Illusionen, welche im Sommer 1848 der Meisten Kopf verwirrten, wenig theilte. Zu einer Zeit, wo die Versammlung mit der endlosen Berathung der Grundrechte den zweckmäßigsten und zuverlässigsten Unterbau des deutschen Reichs zu legen meinte, sprach er von dieser unpraktischen Rederei mit großem Unwillen. Die Rechte, meinte er, fänden sich von selbst, wenn erst der Staat geschaffen sei, in dem sie gelten sollten, und die Regierung, welche Rechte achten wolle und zur Anerkennung bringen könne. Ebenjowenig konnte er im Winter begreifen, wie man die Zuversicht habe, ein deutsches Kaiserreich zu zimmern, ehe man wisse, ob ein Kaiser da sei. Er arbeitete fleißig im Reichsministerium der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch nur als Volontär, war von der diplomatischen Lage meist genau unterrichtet, zeigte eine außerordentliche Thätigkeit und Gewandtheit im Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen und verband mit der liebenswürdigen Klugheit eines jungen Diplomaten den Ernst eines Mannes von Grundsätzen.“

Derselbe Gewährsmann theilt uns mit, daß Roggenbach dem Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849 nie getraut und die Gothaer Versammlung und die dort beschlossene Politik misbilligt habe. Dennoch sei er dem Verlaufe der Unionspolitik mit Aufmerksamkeit gefolgt, lange Zeit in Berlin, zuletzt noch in Erfurt. Der Leser weiß, wie all diese Dinge ein klägliches Ende nahmen, wie auf den Trümmern des Hessischen Rechts Oesterreicher und Bayern einen brutalen Despotismus einsetzten, wie Oesterreicher und Preußen das verrathene Schleswig-Holstein und die verrathene Ehre des Deutschen Namens dem winzigen, frechen Dänen übergaben. Für einen Mann von Grundsatz bot das Deutschland von 1850 keine Thätigkeit als in der Opposition, aber auch die Opposition sah sich bald zur Ohnmacht verurtheilt. Was sollte nun K. thun? Großherzoglich Badischer Gesandtschaftssecretär werden und in der kümmerlichen Laufbahn einer kleinstaatlichen Diplomatie mit schlechten Künsten sein Glück suchen?

Er meinte, jetzt sei in Deutschland nichts zu thun, da wolle er in Europa
 Auerbach, Volksalender, 1863.

lernen. Es begannen die Wanderjahre, welche bis zum Ende der Reactionszeit N. bald nach Paris, bald nach London führten. Namentlich in England brachte er mehrere Winter zu, mit genauem Studium der englischen Verhältnisse und der europäischen Politik beschäftigt. Er soll sich in diesen Jahren eine seltene Kenntniß der bedeutendsten Persönlichkeiten der Hauptstaaten des Welttheils erworben haben, mit manchen englischen Staatsmännern, mit verschiedenen deutschen Fürsten genauer bekannt geworden sein. Das Leben des Baron schien denen, die ihn nur oberflächlich kannten, abenteuerlich und zwecklos. Ueberall, wo eine wichtige Entscheidung in Aussicht stand, konnte man erwarten, ihm zu begegnen; von London fuhr er nach Bonn, von Bonn nach Berlin, von Berlin nach Paris; dann war er in Italien oder der Schweiz. Wo sollte das hinans?

Der bedeutende Mensch sucht sich seine eigenen Wege, und er muß dies um so mehr thun, je mehr in seinem Vaterlande für den von ihm gewählten Beruf fast jede brauchbare Uebersieferung fehlt. Seit dem Jahre 1848, das scheint unzweifelhaft, war N.'s Entschluß gefaßt, sich ganz dem Staatsleben zu widmen, sich zum Staatsmann auszubilden. Hat nun jeder Beruf seine besondere Vorbereitung, so liegt es auf der Hand, daß der in vieler Beziehung höchste menschliche Beruf der Staatskunst ebenfalls eine besondere Bildung, besondere Kenntnisse und besondere Fähigkeiten erfordern muß. Wie aber ist es mit der politischen Schule in Deutschland bestellt? Ebenso erbärmlich wie es mit der Schule für Gelehrte, Aerzte, Advocaten u. s. w. gut bestellt ist. Für den Staatsdienst bereiten sich viele Tausende jedes Jahr vor, für die unendlich viel wichtigere Staatsleitung fast Niemand. Unsere Minister waren mit wenigen Ausnahmen früher entweder Staatsdiener, oder Diplomaten. Der Staatsdienst aber, wie er meist bei uns geübt wird, bringt wohl mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen, aber durchaus nicht den Charakter, die Grundanschauung und die Art, ohne welche ein Staatsmann sich nicht denken läßt. Im deutschen Staatsdienst geöhnt sich der Mensch nur zu leicht an routinirte Actenerledigung, der Blick beschränkt sich auf das Bureau, der Charakter schrumpft ein unter dem Druck des Dienens. Noch viel schlimmer steht es mit der diplomatischen Schule, welche in den meisten Fällen eine Schule der Sittenlosigkeit, der eleganten Trägheit und Nichtsnutzigkeit, der politischen Unwissenheit und Gedankenlosigkeit ist. Wenn irgend etwas zweifellos feststeht, so ist es der Satz, daß von all' unsern Gesandten, Legationsräthen, Attachés u. s. w. neun Zehnthelle für ein wirkliches Staatsleben absolut unbrauchbar sind. Wenn wir einmal eine wirklich deutsche Politik, oder wenn nur Preußen eine wirklich preussische Politik haben will, so wird es unbedingt damit anfangen müssen, sofort die Hälfte seines diplomatischen Personals zu verabschieden und an die Stelle der vornehmen Herren intelligente

Männer von Ernst und Willen zu setzen. Daß unter solchen Umständen R. sich einen neuen Weg suchen mußte, wird einleuchten. Er suchte ihn im Verkehr mit bedeutenden Männern jeder Art, in sorgfältigem Studium der wichtigsten politischen Fragen und Verhältnisse, in lebendiger Beobachtung des Verlaufs der wichtigsten Tagesfragen an Ort und Stelle. Seine natürliche Begabung, sein tiefer Ernst, seine warme Vaterlandsliebe und sein lebenswürdiges Wesen trugen freilich erst das Entscheidende dazu bei, daß er in langem Reiseleben den Mittelpunkt des Strebens nicht verlor, alle seine Erfahrungen auf die Heimath bezog, daß er ohne Stellung den hervorragendsten Personen und den bedeutendsten Kreisen nahe genug treten konnte, um wirklich den Dingen auf den Grund zu sehen.

Seitdem die Reaction ihren Einzug in Baden gehalten hatte, war R. kaum hie und da zu einem flüchtigen Besuche in seiner Heimath erschienen. Aber die edle Natur des jungen Fürsten, welcher zur schlimmsten Stunde einer fast allgemeinen Begriffsverwirrung auf den badischen Thron berufen war, emancipirte sich allmählig von den üblen Einflüssen, die ihn umgaben, besonders seitdem er in der Prinzessin Luise von Preußen seinem Lande eine Fürstin gegeben hatte, an welche sich sofort die schönsten und begründetsten Hoffnungen knüpften. Nun soll sich auch R. wieder häufiger in Carlsruhe eingefunden haben, das er seit 1830 kaum betreten hatte, und es heißt, Großherzog Friedrich habe ihm ein stets wachsendes Vertrauen zugewendet. Als dann das Ministerium Stengel-Meysenbug mit seltsamem Ungeschick gerade den Augenblick der österreichischen Niederlagen in Italien zum Abschluß eines Concordats mit Rom auserwählte, dagegen dann aber das ganze badische Land unter der Führung von Ludwig Häusser, Carl Zittel und Schenkell mit kräftigster Einmüthigkeit sich erhob, trat in Carlsruhe eine höchst folgenreiche Wendung ein. Großherzog Friedrich erkannte, daß man ihn über die Stimmung des Landes völlig irre geführt hatte, und er entschloß sich die Leitung des Staats anderen Händen anzuvertrauen. Das gegenwärtige badische Ministerium wurde berufen. In Baden wird behauptet, diese Wendung von der Reaction zum offenen, ehrlichen, grundsätzlichen Fortschritt sei hauptsächlich das Werk R.'s; er habe die Schleier zerrissen, welche man über die Augen des Großherzogs zu breiten gewußt, er habe auf die gesammte Lage der Zeit und die Interessen des badischen Landes so geschickt und nachdrücklich hingewiesen, die Verhandlungen mit den neuen Ministern so glücklich geleitet, daß alle Intriguen der Gegner, der österreichischen und bayrischen Diplomatie, des ultramontanen Adels und der reactionären Bureaucratie gescheitert. So viel ist wohl gewiß, daß R. seit dem Eintritt des Ministeriums Stabel-Kamey der badischen Regierung sehr nahe stand.

Was Viele längst erwartet und gewünscht hatten, geschah endlich am 2. Mai 1861: K. trat in das badische Ministerium ein als Präsident des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und des Großherzoglichen Hauses. In kürzester Zeit begann eine ausgedehnte Thätigkeit. Die Würzburger Regierungen meinten mit ihren Plänen in Bezug auf die Bundeskriegsverfassung nahe am Ziele zu sein: K. löste Baden aus diesem Sonderbund und stellte am Bundestage einen Antrag in Betreff der Wahl des Bundesfeldherrn, welcher die wichtige Frage geschickt in die richtige Bahn zurück leitete. Die Würzburger Regierungen waren auf den Einfall gekommen, dem deutschen Volke statt der wirklichen Einheit und Macht allgemeine Gesetzbücher zu geben, nicht weil sie eine einheitliche Gesetzgebung wünschten, sondern weil ihnen die ungeschickte Politik Preußens die Möglichkeit bot, mit diesen Anträgen sich populär zu machen: K. erklärte am Bundestage, solche Gesetzbücher für ganz Deutschland könnten nur durch eine Vertretung des deutschen Volkes geschaffen werden — er nannte zum Erstenmal wieder das deutsche Parlament. Die kurhessische Frage war durch die Schwäche Preußens und die sogenannte conservative Halbheit seiner Anträge seit zwei Jahren nicht aus der Stelle gekommen: K. beantragte am 4. Juli beim Bundestage die Zurücknahme aller Beschlüsse des Bundestages gegen die kurhessische Verfassung von 1831, weil diese Beschlüsse nicht in der Befugniß des Bundestages gelegen hätten und auf unrichtigen Voraussetzungen beruhten. Dem Kurfürsten müsse die Freiheit gegeben werden, das Recht seines Landes, und zwar das volle Recht, herzustellen, nicht nur die Verfassung von 1831, sondern auch das Wahlgesetz von 1849. In dieser Erklärung, welche der neu ernannte badische Bundestagsgesandte, Robert von Mohl, einer der bewährtesten Vorkämpfer für constitutionelles Recht, am 4. Juli dem Bundestage übergab, las man u. A.: „In dem Kurfürstenthum Hessen ist durch den nun seit über zehn Jahren fortgesetzten Kampf zwischen der kurfürstlichen Regierung und ihrem Lande ein Zustand eingetreten, welcher von der großherzogl. Regierung nur mit der äußersten Besorgniß betrachtet werden kann. Es darf in keinem deutschen Lande sich ein Gegensatz zwischen einer von der Obrigkeit als formell gültiges Recht verteidigten Ordnung und dem unzweideutigen Rechtsbewußtsein der Bevölkerung ausbilden. Der nachhaltige Schaden für die Autorität der Regierung, für das Rechtsgefühl und die Rechtsachtung des Volkes nicht nur im eigenen Lande selbst, sondern weit über seine Grenzen hinaus, über ganz Deutschland hin, wäre die unvermeidliche Folge. Schon jetzt ist leider offenkundig, wie zersetzend das Mißbehagen über die Vorgänge in Hessen auf ganz Deutschland gewirkt hat. Kein Anspruch der hohen Bundesversammlung vermag den vorhandenen Widerspruch mit dem Gewissen eines ganzen Landes zu lösen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das am

wenigsten Beschlüsse vermochten, denen zum Theil sehr gewichtige Bedenken entgegen standen. Die hohen deutschen Bundesregierungen sind nicht nur durch das Band der Bundesverfassung verknüpft. Ein höheres Interesse der gemeinschaftlichen Aufrechterhaltung der Hoheit und der Würde monarchischer Ordnung und der unantastbaren Heiligkeit bestehender Verfassungen legt denselben ernste Verpflichtungen, Borgängen gegenüber auf, welche darthun, daß der Rechtszustand eines deutschen Landes in tiefe Verwirrung gesunken ist. Sie können und dürfen sich nicht verhehlen, daß bei der bewährten Treue, mit der in einer taufendjährigen Geschichte deutsche Völker zu ihrem angestammten Fürsten gestanden sind, ein so beklagenswerther Erfolg nicht eingetreten wäre ohne die Schuld schwerer Misgriffe.“

Wie haben da wohl die Herren Bundestagsgesandten aufgeschaut, als eine solche Sprache an ihre Ohren schlug! In der That, das war etwas ganz Unerhörtes in diesen Klüften einer glatten Diplomatie, welche seit 1815 nie anders gewußt hätte, als daß alles Recht bei den Fürsten, bei dem Volk nur unbegründete Unzufriedenheit sei. Dieser junge Minister sprach vom „Gewissen eines ganzen Landes“, von der „unantastbaren Heiligkeit bestehender Verfassungen“, von dem „Rechtsgefühl des Volkes“, und er sprach davon ebenso bestimmt und warm, wie sachlich begründet! Wie weit das deutsche Volk von seinem heißersehnten Ziele noch sein mag, für den Bundestag war der 4. Juli der Anfang vom Ende. Er meinte Baden durch auffallendes Benehmen gegen Herrn v. Mohl, dadurch züchtigen zu können, daß der für den badischen Antrag eingesetzte Ausschuß bis zum November nicht eine einzige Sitzung hielt. Wie empfindlich ist er dafür geächtigt! Hätte er damals bei Zeiten Vernunft angenommen, so wäre er nicht genöthigt gewesen, ein halbes Jahr später in drei Sitzungen in Einer Woche viel mehr zu thun, als N. forderte.

Im October 1861 fanden in Baden Neuwahlen zur zweiten Kammer statt. Die Gegner hatten in ihren Blättern ausgebreitet, das Land wolle nichts von diesem Herrn v. N. wissen, den es gar nicht kenne. Die Antwort darauf war, daß N. in drei Bezirken gewählt wurde, während es bisher in Baden nicht üblich gewesen war, Minister in die Kammer zu senden. Bei der Adreßdebatte zeigte sich dann ganz unzweideutig, daß die große Mehrheit beider Kammern die deutsche Politik N.'s billige; die Regierung wurde aufgefordert, den bisher betretenen Weg mutbig zu verfolgen. Bei dieser Adreßdebatte ergriff auch N. das Wort. Er bekannte sich unumwunden zu den Forderungen der Nation, welche auf eine thatfähige Centralregierung und eine deutsche Volksvertretung gerichtet sind. Er sagte: „So lange ich diese Stelle einnehme, werde ich nicht aufhören, mit Offenheit, mit Muth und Beharrlichkeit der Erreichung des großen Zieles zuzustreben,

diesem deutschen Volke eine seinen gerechten Ansprüchen entsprechende höchste Bundesgewalt zu schaffen.“ Die bisherigen Bundeseinrichtungen, der Bundestag sei in der That ungenügend. „Von der ganzen Nation aufgegeben, von allen Regierungen aufgehoben, glaube ich, hat die höchste Bundesbehörde, seit sie unter wesentlichen Vorbehalten und mit zweifelhaftem Rechte wiederhergestellt ist, wenig gethan, eine bessere Meinung zu gewinnen.“ Gewiß sei die deutsche Frage sehr schwierig, und „Politische Schwierigkeiten überwindet man nicht mit Entwürfen; diese Schwierigkeiten sind aber auch kein Grund, einen an und für sich richtigen Weg zu verlassen, Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden. Ich wenigstens möchte nicht zu denjenigen gehören, welche einer Schwierigkeit deshalb nicht entgegen treten, weil sie überhaupt da ist. Mir scheint, keine ist absolut unüberwindlich und kein Ding ist auf politischem Gebiet so unwahrscheinlich, daß ich von ihm sagen möchte, es geschehe nie.“ Das scheint in Wahrheit der praktische Grundsatz dieses Mannes zu sein: große Ziele dürfen nicht deshalb aufgegeben werden, weil ihre Erreichung große Anstrengungen kostet; alles Große fordert große Kraft; nur große Kraftanstrengung zeigt den wahren Mann, vor Allem den wahren Staatsmann.

Ich möchte diese rasche Skizze nicht mit Lobsprüchen schließen. Mir scheint, der Mann, mit dessen Leben sie sich beschäftigt, würde sie kalt mit den Worten zurückweisen: „Was habe ich gethan, daß Ihr mich preist? Was habe ich erreicht? Ist heute unser Vaterland mächtiger, glücklicher als vor einem Jahre? Ihr mögt mich loben, wenn ich mich in Erfolgen bewährt habe, bis dahin helfst mir, statt daß Ihr mich lobt!“ &c. Und diese Antwort wäre begründet. Den Staatsmann macht nicht der gute Wille, sondern der Erfolg. Wir wollen jeden ehrlichen, muthigen, geschickten Führer in dem großen Kampfe mit aufrichtiger Hingebung, mit warmem Vertrauen belohnen; aber wir wollen nicht jubeln, bis wir am Ziele sind. Wir haben schon manchen Volksfreund in den Himmel erhoben und bald darauf kam es anders, als wir gehofft hatten. Den frischen Streiter vom Fuß der Alpen wollen wir nicht mit Händellatschen beirren, sondern ihm mit ernster Theilnahme auf seinem schwierigen Wege folgen und mit kräftiger Arbeit. Das ist der Dank eines mündigen Volkes.